



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Philippi, Adolf: Zur Geschichte der feinen Sitte

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Zur Geschichte der feinen Sitte



Als Caterina Cornaro in ihr Heimatland zurückkehren mußte, wies ihr die Republik Venedig das nordwärts nach dem Gebirge zu gelegne Schloß von Asolo an, wo die noch junge Königinwitwe zwanzig Jahre lang bis an ihren Tod (1510) Hof hielt. Ihr Better war Pietro Bembo aus Venedig, nachmals der berühmte Sekretär Leos X. und schließlich Kardinal, damals noch ein ganz junger Mann. Er war von tiefgehender humanistischer Bildung, hatte bereits hinreißend schöne lateinische Gedichte gemacht und verstand auch italienisch zu schreiben in Prosa und in Versen. Bembo hat das Leben an dem kleinen Hofe von Asolo in jenen Tagen, wo die schöne Königin Giorgione aus dem nahen Castelfranco und Tizian zum Bildnis saß, in einem anmutigen Dialog geschildert. Im Schloßpark, dessen Aussicht sich auf die nahen Berge öffnet, treffen wir drei Damen und drei Kavaliere, die nachmittags bis zur Zeit des Abendessens Canzonen singen und sich dazu mit Freiheit und Wig über irdische und himmlische Liebe unterhalten. Dieses Buch, „die Leute von Asolo,“ schließt ab mit einer großartigen und glänzenden Schilderung der ewigen Welt. Ein allerliebster kleiner Nebenzug, der dazu gehört, ist ebenso bezeichnend für die Gedankenrichtung der Zeit, wie für Bembos Gabe, neue Mythen zu erdichten. In ihrem Zauberschloß sitzt die Königin der glückseligen Inseln. Sie berührt alle Menschen, die zu ihr gebracht werden, mit ihrem Stabe, dann fallen sie in einen tiefen Schlaf und träumen. Der Reihe nach werden sie wieder von ihr erweckt und nach dem Inhalt ihrer Träume befragt. Wenn sie von Pferden und Hunden und Jagd geträumt haben, so werden sie auf immer heimgeschickt „zu ihren Bestien“; wenn von Ämtern oder Familienangelegenheiten, so kehren sie zunächst in die Städte zurück und dürfen dann noch einmal wiederkommen. Haben sie aber von der Königin geträumt, so bleiben sie bei ihr, um sich ewig mit ihr an Sang und Spiel und edeln Gesprächen zu erfreuen.

Die Asolani sind 1505 erschienen. Gleich darauf ging Bembo nach Urbino. Die Hofhaltung des Herzogs Guidobaldo I. und seiner Gemahlin Elisabetta Gonzaga galt damals für ein Muster fürstlicher Einrichtung und für die hohe Schule aller feinen Geselligkeit. In dem großen Kreise vornehmer Herren,

die dort in Stellung waren oder gastliche Aufnahme gefunden hatten, traf Bembo auch einen äußerst feinsinnigen Jüngling, den Grafen Castiglione. Er machte lateinische und italienische Verse, wie vielleicht alle Herren dieses Kreises, und ist dann durch Raffaels Freundschaft bekannter geworden. Später führte er ein bewegtes Leben als Gesandter und starb, erst wenig über fünfzig Jahre alt, in Spanien. Karl V. hatte ihn den besten Kavalier der Welt genannt. Raffael hatte ihn gemalt. Bembo schrieb ihm jetzt die Grabchrift. Als Castiglione nach Urbino kam, war er ganz jung. Er blieb dort zehn Jahre, und bald nachdem Bembo den Hof verlassen hatte, um in Leo's X. Dienste zu treten, ging er auch fort (1516) und lebte in seiner Heimat, im Mantuanischen. Hier war er kurze Zeit glücklich verheiratet. Ein wirklich schönes lateinisches Gedicht von ihm in elegischem Maß ist aus der Seele seiner Gattin gedichtet, wie sie ängstlich und sehnsüchtig den Gatten aus dem unruhigen römischen Leben in die stille, sichere Heimat zurückeruft. Hier entwarf Castiglione auch das Werk, das seinen Ruhm ausmacht, das Buch vom vollendeten Weltmann, den Cortegiano, der in einem sehr reich gestalteten Dialog den Kreis des Hofes von Urbino schildert. Der Inhalt ist mannichfaltiger als in den *Molani*. Er besteht hauptsächlich aus Regeln über das gesellschaftliche Leben und über die feinere Unterhaltung. Die Gespräche nehmen gegen das Ende des Buches eine höhere Wendung, und zuletzt ist man wieder bei dem Thema der *Molani* angelangt, der irdischen und himmlischen Liebe. Hier hat Pietro Bembo die Hauptrolle der Unterhaltung, die mit einer begeisterten Lobrede auf Amor aus seinem Munde schließt. Wenn wir hier den Einfluß des bedeutendern Freundes erkennen, so besteht Castigliones geistiges Eigentum in dem Hauptinhalte des Buches, in dem Kanon der Höflichkeit und des äußern Lebens. Aber wie gut der feinsinnige Mann von da aus auch tiefer liegenden Problemen zu folgen wußte, zeigt eine Auseinandersetzung über den Sprachgebrauch, die in den Abschnitten über die Grazie des Auftretens und Handelns eingelegt ist. Bembo gehörte nämlich zu den Verehrern Boccaccios, die im Anschluß an die Muster des vierzehnten Jahrhunderts das alte Toskanisch neu beleben wollten. Dem gegenüber stellt sich Castiglione auf die Seite der Modernen, die auf die weiterlebende Sprache der Gegenwart und zwar ganz Italiens, nicht nur Toskanas, als für den Gebrauch maßgebend hinweisen. Die Nachahmung, sagt er, führt zum Archaismus, nicht zum Ausdruck der Natur, nicht zur wahren Grazie also, sondern zur Affektation. In Italien hatte schon Dante begonnen, die Grenzen zwischen Regeln und „*usus*“ zu bestimmen, in seiner Schrift: *De vulgari eloquentia*. Die letzte bedeutende Schrift auf diesem Gebiete, soweit dergleichen nicht der Fachwissenschaft angehört, werden wohl Torquato Tassos Diskurse über die Dichtkunst (erschienen 1587) sein. Castigliones Äußerungen gehen von der antiken Theorie aus, stellen vielfache Vergleiche an und zeugen von weitem Blick und von Geschmack. Das mag genügen und zugleich ver-

hüten, daß jemand etwa den Cortegiano für einen gewöhnlichen Katechismus über den Umgang mit Menschen nehme.

Etwa zwanzig Jahre jünger als Castiglione, ist Monsignor della Casa, aus Florenz gebürtig, aber in hohen Stellungen als Sekretär, Gesandter, sogenannter Redner, unter verschiedenen Päpsten, ein geistlicher Herr von vorwiegend weltlicher Haltung. Man begegnet ihm auch in dem Kreise der Verfasser der *capitoli*, einer nach Lebensstellung und Charakter sehr gemischten Gesellschaft von Männern der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, die teils, wie Berni und Pietro Aretino, Spötter von Profession waren, teils Humanisten, Professoren, Historiker, sogar geistliche Prediger, und die dann daneben, gewöhnlich in Terzinen, länger oder kürzer, Nichtigkeiten des Lebens behandelten oder Ereignisse und Menschen bespöttelten und schon bald nach der Mitte des Jahrhundert in eleganten und kleinen Sammelbänden mit einander von den litterarischen Feinschmeckern genossen werden konnten. Della Casa soll sich durch derartige Leistungen den Kardinalshut verschert haben. Dafür schaffte er sich aber auch gelegentlich, wie ein weltlicher regierender Herr, eine förmliche kleine Hofhaltung mit gesellschaftlich wertvollen Menschen aller Art an. Er ist gelehrter Philolog, dichtet nach Regeln, lateinisch sowohl wie italienisch, und gehört als italienischer Prosaiker der Schule der Nachahmer Boccaccios an. Hier interessiert er uns wegen eines Buches über die feine Lebensart. Es trägt als Titel einen Personennamen, Galateo, womit ein dem Verfasser geistig nahestehender, einflußreicher Zeitgenosse gemeint war. Die dramatische Form des Dialogs, ein den Alten nachgebildetes Ausdrucksmittel, ist aufgegeben und an ihre Stelle die unlebendige Einkleidung des Traktats getreten. Ein alter Mann belehrt einen jüngern in dreißig Kapiteln über alles, was zum guten Tone gehört. Den zeitlichen Abstand della Casas von seinen Vorgängern bemerkt man äußerlich daran, daß der spanische Einfluß in Italien zugenommen hat, jetzt, wo man jeden Schneider und Barbier „Herr“ nennt, der sonst zufrieden war, wenn man „mein Lieber“ sagte, wo das gesellschaftliche Zeremoniell dem Hausherrn beim Empfange die Gesichtszüge je nach dem Range seiner Gäste vorschreibt und diesen ebenso den Stehplatz, den Sessel oder das Sofa bestimmt. Neapel, wo der spanische Geist schon im fünfzehnten Jahrhundert mit den Aragonesen eingezogen ist, heißt jetzt die Stadt der Barone und der titelsüchtigen Müßiggänger. Dieses Wesen greift immer weiter um sich und paßt doch so wenig für den arbeitenden und handeltreibenden Bürger von Florenz, wie wenn die Honoratioren irgend eines venezianischen Landstädtchens die feierliche Haltung eines Ratsherrn von Venedig annehmen wollten.

In weitem Einzelheiten ergehen sich die *Capitolischreiber*, und ein wirklicher, höherer Satiriker wie Ariost in seinen Satiren. Stolze Haltung und nichts dahinter, das ist echt spanisch und neapolitanisch. Das fortwährende

Auf- und Absetzen des Hutes beim Grüßen und das Gestikuliren, das „bedecken Sie sich,“ „empfehle mich,“ „küsse die Hand,“ das Anreden mit „Eure Herrlichkeit,“ der Gebrauch des Superlativs in der Rede und im Briefstil, selbst die dritte Person der Anrede (unser „Sie“ statt „Ihr“) al modo cortigiano — alles das kommt von da. Der Neapolitaner und der Spanier mit der spitzen Feder auf dem breiten Hut dringt eben überall hin.

Hieran also bemerkt man in dem Galateo einen Unterschied der Zeit. Aber weiter reicht der Abstand nicht. Der Feingehalt an Empfindung ist noch ungefähr derselbe wie bei Castiglione. Das Regelwerk ist auch nicht etwa strenger, vorsichtiger, wie man wohl gemeint hat. Es klingt nur manchmal so, weil die Form des Dialogs verlassen ist, die scharfe Gegensätze und Übergänge zu vermeiden weiß und den Lehrtönen zierlich versteckt. Selbst die Anknüpfung an das Altertum fehlt nicht. Da wo über die Verbindlichkeit einer Regel gehandelt wird, bekommen wir eine Erinnerung an Polyklets Kanon. Sodann kommt die Platonische Idee zum Vorschein in dem gewinnenden Geständnis des Verfassers: was hier vorgetragen werde, sei nicht das höchste Gut, das Gute an sich, sondern nur das Schöne, eine Form, hinter der sich Gutes bergen könne und solle, und die auch der beste Inhalt nicht entbehren dürfe. Etwas theoretischer ist vielleicht gegenüber dem Cortegiano die Haltung dadurch geworden, daß die Beobachtungen nicht bloß am Leben gemacht werden, sondern auch an Beispielen, die sich in Schriftstellern finden. Und zwar werden diese Beispiele immer aus den ältern genommen, vor allem aus Boccaccio, aber auch aus Dante, Petrarca oder Villani. Dies ändert aber nur den Stoff, nicht die Art der Beobachtung. Denn diese selbst ist so scharf und ihr Ausdruck so konkret, wie nur bei Castiglione oder einem der frühern. Und in dieser Beziehung ist es nun merkwürdig, wie mit dem Galateo della Casas, also etwa um 1550, wie an einer Grenze, in der italienischen Litteratur die originalen Geister und die scharfen Beobachter aufhören. Tassos wohlstilisirte platonische Dialoge über allerlei moralische und gesellschaftliche Fragen sind auffallend arm an zeitgeschichtlichem Inhalt. Sie werden alle vor 1580 entstanden sein. Außer ihm und dem etwas jüngern Galilei braucht man überhaupt wohl keinen italienischen Litteraten mehr zu kennen, ohne ernstlichen Schaden an seiner Bildung zu nehmen.

Lebensbeobachtung in allgemeine Sätze und Vorschriften zu fassen, lag den Griechen und innerhalb gewisser Grenzen auch den Römern im Blute. Im Mittelalter tritt diese Fähigkeit, wenn wir von der Spruchweisheit der Orientalen absehen, mehr zurück. Bei den Italienern zeigt sich dann der Trieb von neuem, und sie sind die ersten Modernen, die ihn planmäßig gepflegt haben. Er ist auch schon älter als die Bücher, mit denen wir uns bis jetzt beschäftigt haben. Die lateinischen Schriften der italienischen Humanisten, vor allem ihre Briefe, zeigen uns schon bedeutende Ansätze dazu. Die Berichte

der Gesandten, z. B. der venezianischen, sind überreich an Einzelheiten auch des Privatlebens und des persönlichen Wesens des Menschen. Das Interesse aller dieser kleinen Höfe forderte es, sich gegenseitig zu beobachten, und der Zweck weckte und förderte dann die Begabung dafür. Nun nahm man aber gerade damals in Italien zu Gesandten nicht, wie jetzt, Kriegsmänner mit friedfertigen Manieren oder bloß juristisch geschulte Beamte, sondern vor allen Dingen persönlich vielseitig gebildete Männer: Schriftsteller, Dichter, Professoren, kurz eben jene Humanisten. Sie verstanden draußen zu sprechen und konnten, nach Hause zurückgekehrt, verständige und brauchbare Berichte machen. Auf solchen Berichten der Venezianer beruht ja zum Teil die äußere Schilderung der maßgebenden Persönlichkeiten bei Ranke und andern Neuern. Die lateinischen Reden, die diese Gesandten hielten, machen heute auf uns keinen großen Eindruck mehr. Sie sind rhetorische Prunkstücke, die zum Stil der Zeit gehören, die aber nicht einmal immer stilvoll sind. Manches spaßhafte Zeugnis meldet, daß oft auch die souveränen Zuhörer nicht anders empfanden als wir. Aber die feierliche Rede gehörte nun einmal mit zu dem Geschäft, das selbst freilich auf andre Art und mit andern Mitteln erlebigt werden mußte.

Über diese Mittel geben uns die lateinischen Prosaschriften des Gioviano Pontano, des Stifters der Akademie von Neapel, allerlei Aufschluß. Er war 1471 in des Königs Dienste getreten, war oft Gesandter gewesen und schrieb im hohen Alter zuletzt (1499) ein Buch: *De Sermone*, nämlich über die Umgangssprache, die zur Annehmlichkeit und zum Witze führt, nicht die geschäftliche, wie sie der Redner braucht. Pontano ist eine viel weniger vornehme Natur als Castiglione oder Bembo. Es ging aber auch in Neapel nicht so fein und geistig erlesen zu wie in Urbino, in Mantua oder, namentlich seit Leo X., in Rom. Außerdem will sein lateinisch geschriebnes Buch keine Unterhaltungsschrift für Herren und Damen sein. Er selbst ist von Haus aus Gelehrter und behandelt darum auch diese Art von Sprache mehr als Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchung. Schon als ganz jungen Menschen hatte ihn einmal sein Lehrer zu Einkäufen mit auf den Markt genommen. Als der Alte mit dem Händler nicht einig werden konnte, nahm der Junge das Wort und ging mit allerlei platten Scherzen auf den Ton des Bauern ein, was diesen sehr erheiterte und willfährig machte, sodaß in kurzer Zeit das Geschäft unter den anfangs verworfnen Bedingungen zustande kam. „So kann man,“ setzt Pontano jetzt in seinem hohen Alter hinzu, „wenn man sich selbst ein wenig lächerlich zu machen kein Bedenken trägt, bloß durch die Kunst der Rede sich einen Geldgewinn verschaffen, und mein Lehrer verstand das nicht!“ Er selbst hatte also schon frühe dazu Neigung und Begabung. Später hatte er einen reichen Gönner, der Gastmähler mit witziger Unterhaltung nach den Mustern der Alten gab und Regeln über die geeigneten Gesprächsstoffe feststellte. Pontano teilt

nun feinen ganzen Stoff in drei Gruppen: geistreiche Aussprüche, Scherzhaftes und Erzählung, diese mit vielen Unterarten, und untersucht dann, worin der Witz, die Spitze, die entscheidende Wendung besteht, so wie der Dialektiker die Fundorte der Argumente feststellt, und zwar immer mit Beispielen. Also die Kunst der Sache soll gezeigt, der Fähigkeit dazu soll ein Hilfsmittel gegeben werden. Vieles wird hier gelehrt. So, daß man Witze nicht lachend, sondern mit bestimmt zurechtgelegten Gesichtszügen vortragen soll, ferner wie man unanständige Dinge vortragen kann, wenn es doch einmal sein muß, oder welche Wirkung man auf anderweite Angriffe durch Stillschweigen oder Ablenken erzielen kann. Sogar die komische Kraft der albernen Silbenstechereien, die andre, wie della Casa, ganz verwerfen, wird hier noch auf ihre Grundlage hin geprüft.

Es war aber auch für eine solche Wissenschaft in der feinen Gesellschaft damals großes Bedürfnis vorhanden. Pontano erzählt von einem Kardinal in Florenz, der sich witzige Kinder von der Gasse vorführen zu lassen pflegte und dabei einmal eine ergötzliche Erfahrung machte. Als er nämlich zu seiner Umgebung gewandt sagte, derartige Jungen würden leider in der Regel, wenn sie heranwüchsen, sehr viel dümmer, rief das betreffende Wunderkind: „Herr Kardinal, dann seid Ihr gewiß als Kind einmal sehr klug gewesen,“ sodaß die Anwesenden das Lachen nicht unterdrücken konnten und der hohe Herr klug genug war, mit zu lachen.

Nicht diesen geistigen Genüssen des feinen Lebens wollen wir uns zunächst zuwenden, wenn wir nun einzelne Beobachtungen zu einem Bilde zusammenzufassen versuchen. Wir möchten zuerst noch bei einigen Außerlichkeiten verweilen. Eine große Rolle spielt in allen diesen Büchern das Essen und Trinken, aber nicht das Was, sondern das Wie. Sie enthalten darüber so viele Vorschriften mit abschreckenden Beispielen und mit ausgeführten Vergleichen aus naheliegenden Abteilungen der Zoologie, daß die Ansprüche in dieser Richtung nur bescheiden gewesen sein können. Diese Schwäche des Südländers tritt gegenüber den sonstigen Kulturfortschritten in Italien besonders stark hervor. Nicht alle waren demnach so gelehrig wie jener Graf, der einst, wie im Galateo erzählt wird, lange bei einem Bischof von Verona zu Gaste war und, übrigens ein Spiegel aller ritterlichen Tugend, durch sein unappetitliches Essen bedauerlicherweise Anstoß erregte. Als er sich am letzten Abend von seinem Wirte verabschiedet hatte, gab dieser einem Kavaliere einen geheimen Auftrag für den folgenden Morgen, wo der Fremde abreisen wollte. Der Graf sah sich, als er zu Pferde gestiegen war, zu seinem Erstaunen von jenem Herrn auf eine ganze Strecke des Weges begleitet. Endlich wandte dieser sein Roß und sagte: „Mein Herr, der Bischof, läßt Euch durch mich ein Abschiedsgeschenk reichen, und zwar ein ganz besondres, weil Euch das ein andrer schwerlich geben würde. Er läßt herzlich bedauern, daß ein so feiner Herr

nicht auch beim Essen sich edel zeigt, und bittet Euch, dem Mangel abzuhelpfen.“ Der Graf erröthete, aber schnell gefaßt sagte er: „Dankt Euerm Herrn und sagt ihm, wenn alle Menschen solche Gastgeschenke gäben, so würde die Welt reicher sein.“ Die Kunst dieses Zeitalters hat bekanntlich zahlreiche schöne Gfßbestecke, sogar in Silber und Gold, hinterlassen. Aber was den Hausgebrauch selbst der feinern Kreise betrifft, so lernen wir genug aus einer Anweisung des Galateo: daß der Gast im fremden Hause sich unmittelbar vor dem Essen recht sichtbar die Hände waschen soll, damit es vor allem der Tischnachbar bemerkt, der „mit in dieselbe Schüssel taucht.“

Wenn ferner bei uns jemand im geschlossenen Raum und in Gesellschaft anderer ohne dringende Not ausspuckt, so gilt er unerbittlich als Flegel. Daß man in dieser Hinsicht in Italien auch in feinen Kreisen anders denkt, wird manchem unter uns bekannt sein. Daß es aber auch vor drei Jahrhunderten ebenso war, beweist Monsignor della Casa, der schon zufrieden ist, wenn die Unsitte zeitlich begrenzt und namentlich bei Tische „möglichst“ das Ausspucken vermieden wird. Sodann werfen wohl die homerischen Helden beim Mahle ihren Hunden die Knochen zum Abnagen unter den Tisch. Aber die entwickelte athenische Gesellschaft stellen wir uns mit Grund etwas feiner vor. Das Mittelalter fiel wieder zurück, und die Italiener haben es darin vielleicht nicht viel weiter gebracht, wenn man nach dem Auftreten eines sizilischen Gesandten am Hofe des Dey's von Tunis — allerdings vor der Zeit der eigentlich sogenannten Renaissance — schließen darf. Der Dey bemerkte jene Unart bei Tafel an dem Italiener, ließ durch einen Höfling die Knochen von den Tellern sämtlicher Anwesenden ihm unvermerkt unter den Stuhl schütten und fragte ihn, nachdem die Tafel aufgehoben war, sarkastisch, ob da ein Hund gespeist hätte. Der Gesandte war aber einer von jenen redegewandten Männern und schlagfertig genug, dem Sultan zu antworten (wenn er nicht die Antwort nachträglich erfunden hat): „Vielleicht habe ich mit Wölfen gegessen, die ihre Knochen selbst abnagen; bei uns thun das die Hunde.“ Immerhin bleibt es dabei, daß die Ansprüche der Muselmänner weitergingen als die des königlichen Hofes von Palermo.

Aber die Kultur, soweit sie mit Seife und Appetitlichkeit zusammenhängt, worin noch jetzt jeder nördliche Landstrich jedem südlicher gelegnen durchschnittlich etwas überlegen erscheint, ist auch nicht vom Süden gekommen, sondern umgekehrt vom Norden, und sie ist, wie Italien und Südfrankreich noch heute zeigen können, nicht sehr tief hinuntergegangen. In Italien mögen sich einige bevorzugte Menschen, die im Zeitalter der Renaissance in ihrem ganzen Gehaben mit Ausführlichkeit geschildert werden, noch soviel auf ihre Reinlichkeit zu gute gethan haben — war doch das Baden, Salben und Striegeln antik —, die italienische Litteratur mag die Deutschen auch in dieser Hinsicht bisweilen verspotten: weniger reinlich als die Italiener waren diese

doch ganz bestimmt im allgemeinen niemals, wenn man nicht hergezogene Landsknechte unbilligerweise an den feinem Menschen der sesshaften Stadtbevölkerung messen will. Wer aber diesen Dingen nachgeht, wird finden, daß England und weiter wahrscheinlich der Hof der Stuarts Prioritätsansprüche hat. Im achtzehnten Jahrhundert brachte man dann englische Haus- und Toilette-einrichtungen und äußere Lebensweise, manchmal bis zu den komischsten Einzelheiten hinunter, nach Frankreich. Südeuropa hat aus dieser Quelle am wenigsten bekommen. Und es ist das auch gar nicht so merkwürdig. Denn das, worauf die italienische Renaissance den höchsten Wert legt, vollkommener, schöner Schein in äußerlichen und geistigen Dingen, kann sich gewiß ohne große Keinslichkeit entfalten. Ja es wird vielleicht durch eine zu ernsthafte Nebenrichtung auf Hygiene und Appetitlichkeit sogar noch gefährdet werden. Wir kennen aus der italienischen Kunst die kostbaren, in den Stoffen überreichlich geschnittenen Kleidungsstücke und wissen, daß man sich noch im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts — die Männer eingeschlossen — nach seinem eignen Geschmacke trug. Der einzelne war also oft in seiner ganzen äußern Erscheinung ein Künstler. Man wird nicht behaupten wollen, daß dazu die Keinslichkeit des Nordländers gestimmt hätte. Ebenso, fürchte ich, ist es vereinzelt und völlig theoretisch, daß im Galateo der widerliche Gebrauch von Wohlgerüchen den Herren unterragt wird.

Doch wir wollen das und die Kleiderordnung beiseite lassen und uns die geistige Haltung des Menschen ansehen. Wenn in den *Asolani* Caterina Cornaro in den Kreis der Unterhaltenden eintritt, um an den Gesprächen teilzunehmen, so huldigt man ihr, der „Frau Königin von Cypern,“ wie sie Bembo dann jedesmal nennt, mit ehrerbietigem Zeremoniell, und in Urbino ist die Herzogin die Beherrscherin auch des geistigen Kreises der Männer. In ihren Gemächern ist die Gesellschaft nach dem Abendessen bis in die späte Nacht versammelt. Auffallend ist, daß die Damen in *Asolo* die jungen Herren mit „du“ anreden, diese aber doch „Madonna“ und „Svr“ sagen. Daß die Anwesenheit der Frauen nicht durchaus dazu führt, die Gespräche von Anstößigem fernzuhalten, ist oft bemerkt worden, und das war ja später in England und Frankreich oder wo sonst die Frauen Einfluß auf die Unterhaltung hatten, nicht anders. Wohl aber tritt aufs kräftigste, z. B. im *Cortegiano*, der Protest gegen Männerthemat, Fachgespräche und wissenschaftliche Zänkereien hervor, wenn nicht die Form der Gespräche den Frauen den Anteil an solcher Unterhaltung offenhält, und an diesem Punkte beginnt der weitgehende Einfluß der Frauen auf die geistige Kultur. Diesen höhern und doch eine tiefere Empfindung ausprechenden Ausdruck hat zwar ein früheres Zeitalter auch ohne die Frauen gefunden, wenn die Sprache der Dialoge Platons ein Abbild der feinem athenischen Geselligkeit ist. Aber nachdem einmal die einfache Form für die auf das Bessere und Edlere im Leben gerichtete Beobachtung (beiläufig gesagt,

der Hauptzweck unsrer heutigen sogenannten klassischen Bildung!) verloren gegangen war, wäre man ohne die Frauen in Italien gewiß nicht so früh zu einem abgeklärten Ausdruck des geistigen Gesellschaftstriebts gekommen. Es ist sofort zu fühlen, wieviel weniger geistig gleich der Ton wird, wenn Frauen fehlen oder nicht den Einfluß haben, so, um nur einige Beispiele zu geben, bei vielen der Humanisten, in lateinischen Schriften überhaupt, in den Gesellschaftskreisen, aus denen Pontano schöpft. Sedenfalls steht fest, daß es dafür seit den Zeiten des Altertums keinen Ersatz gegeben hat vor den italienisch geschriebnen Dialogen und Traktaten der bessern Zeit, an deren erstem Anfange als ehrfurchtgebietendes Denkmal Dantes *Vita nuova* steht.

Die Frauen vorzugsweise fordern von jeder Lebensäußerung Grazie, das ist jenes *leggiadro*, das ihr eignes ständiges Beiwort in Versen und Novellen ist. Die Grazie geht dann auch auf das Wort als Mittel des geistigen Verkehrs über. Keiner von all diesen Regelschreibern geht an diesem wichtigen Kennzeichen eines durchgebildeten Menschen vorüber. Aber am eigentümlichsten sucht Castiglione in die Natur der Grazie einzudringen. Wer sie nicht von Geburt an hat, sagt er, kann sie sich wohl aneignen. Sie ist das Gegenteil der Affektation, eine Art Nachlässigkeit (*sprezzatura*), die die Kunst und das Bemühen verstecken soll. Ohne Mühe, ohne Gedanken muß jede Handlung zu erfolgen scheinen, denn alle Anstrengung und jedes übermäßige Aufachten mißfällt, während die wirkliche Grazie den nebenbei für den betreffenden oft noch recht vorteilhaften Eindruck erweckt: was muß dieser Mensch, dem alles von selbst gelingt, erst leisten können, wenn er sich einmal wirklich Mühe giebt! So soll man auch dem sprachlichen Ausdruck das Studium nicht anmerken; er soll erscheinen wie die Natur, worin auch die große Wirkung der antiken Redner lag. Wo nun in diesen Regeln über das, was und wie man sprechen soll, eine Begründung gegeben wird, da beruht diese selten auf einer Rücksicht des Herzens. Den Italiener interessiert entweder der Erfolg, der Nutzen — jede Unterhaltung ist eine Art Kampf — oder das kunstmäßige der Sache, das er dann theoretisch zergliedert. Die Anweisung geht also stets mehr auf das Vorteilhafte aus, auf das äußerlich Feine, als auf das an sich Gute und das andern Wohlthuende. So z. B. wenn von allen Seiten gewarnt wird vor Scherzen über rücksichtslose, heftige Menschen oder über Männer in Stellung, die ihren Einfluß nicht umsonst haben, oder über wirklich Unglückliche, weil dabei keine Ehre, kein Erfolg der Unterhaltung zu gewinnen sei, über körperlich Gebrechliche oder Entstellte, namentlich durch Nachahmen oder Grimassen, weil diese den Künstler selbst am wenigsten schön kleiden u. s. w. Die Moral steht also nicht hoch, auch wenn sie einmal, wie bei della Casa, von Scherzen über schwere Verfehlungen darum abträt, weil ihre Träger dann meinen könnten, es handle sich um unbedeutende, scherzhafte Dinge; wo das Lachen unpassend sein würde, paßt auch kein Scherz. Bis-

weilen spricht wohl die Rücksicht des Gemüths auf die Mitmenschen mit. Aber häufig und tief sind diese Züge nicht. So berührt beispielsweise derselbe della Casa die nicht übelgemeinte Gewohnheit mancher Leute, frohe Gesellschaft durch unpassende Erwähnung eignen Kummer's oder fremder Unglücksfälle zu verstimmen, und empfiehlt dabei solchen Störenfrieden schonend entgegenzutreten, sie durch die Kunst der Unterhaltung auf einen andern Weg zu lenken. Ein Unterschied der Zeit, ob es der Anfang oder die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts ist, läßt sich nicht begründen. Unterschiede sind persönlich. Der feinste und auch der gemüthvollste bleibt immer Castiglione. Aber selbst ihm ist der egoistische Kardinal von Este, Ariost's Gönner, der gesellschaftliche Idealmenich, und eine auch bei uns recht bekannte rohe Geschichte von den beiden Bummlern, die ihren Kumpen im Dunkeln dahin bringen, sich für blind zu halten, indem sie sich sehend stellen, und die sich dann über seinen Jammer totlachen wollen, diese Geschichte findet er, aufgefaßt als Veranstaltung mit glänzend gelungenem Erfolg — geistreich! Immerhin bleibt er der beste in diesem Kreise und auch der gemüthvollste, soweit man bei einem Italiener überhaupt von Gemüt sprechen kann. Befriedigt werden wir uns ja nur finden, wenn wir an der Kunst des schönen Scheins, die ja dann auch jedes bessern Inhalts Form werden kann, genügen lassen, einer Kunst, die, wenn sie den eignen Vorteil aufgibt, dies doch nur insolge einer noch feinern Berechnung thut.

Was nützt es dir, so etwa heißt es im Galateo, deinen Gegner an Witz oder Geist übertroffen zu haben, wenn du damit auf deine Zuhörer keinen für dich vorteilhaften Eindruck machst und sie, obwohl sie lachen, im Herzen ihn vielleicht lieber haben als dich? Richte also deine Äußerungen stets mit auf diese letzte Wirkung. Der böse Spott will kränken, der Witz nur erheitern und möchte ungern dem betroffenen Scham oder Verdruß bringen. Aber weil doch in seiner Wirkung Witz leicht zu Spott werden kann, so soll der, der, wenn Persönlichkeiten in Frage kommen, nicht heiter und anmutig scherzen kann, es ganz lassen.

Es ist keine Frage, daß diese Italiener, allen voran Castiglione, zuerst nach den Alten, und ich glaube vielseitiger als sie, über die Natur des Witzes und seine Bedeutung für Unterhaltung und Rede nachgedacht haben. Alles Witzige, sagen sie, beruht zunächst darauf, daß man des Zuhörers Vermutung täuscht und etwas andres sagt, als er erwartet. Mit dieser Art des Betruges (*inganno*) muß jeder Witz gewürzt sein, ehe er seine weitere und im einzelnen sehr verschiedene Richtung nimmt. Castiglione spricht über die verschiedenen Arten der Pointen („worauf es hinausgeht,“ das *riuscire*), über die besondre Art des spanischen, des französischen, des italienischen Witzes. Den deutschen vermiffen wir. Pontano erzählt, daß bei einer Hochzeitsfeier am Hofe zu Neapel plötzlich ein Deutscher in die lautlose Versammlung einen lateinischen

Verz rief: „Was nutzen mir die Feste, was nichts zu trinken giebt.“ Alles lachte, die Sache war von großer Wirkung. Aber, fügt der Berichterstatter hinzu, die Wirkung war kein Verdienst, sondern nur Folge des Augenblicks; die Menge wartete abgespannt und ungeduldig in der Hitze auf das Ende eines Turniers. Sonst hätte „der Witz eines Deutschen“ nicht solchen Erfolg haben können. Castiglione handelt dann noch über den rednerischen Wert einer Anekdote, über das Erwidern (*riprendere*); sein ganzes zweites Buch ist lesenswert. Della Casa steht hier ganz auf seinen Schultern. Nach seiner Neigung beschränkt er das Thema, nach seiner Studienrichtung führt er dann einzelnes wieder weiter aus. Im Witz soll man alles heiende meiden und nur was heiter macht, wählen. Die spezifische Kunst der Täuschung beruht auf Anlage, die nicht jeder hat, auch sonst kluge Leute manchmal nicht. Boccaccios Personen z. B. reden meist nicht wirklich witzig. Das Kennzeichen der Echtheit ist nur der Erfolg; das Publikum muß lachen. Diese Wirkung muß der Witz haben, sodann aber Eleganz und *sentimento*. Hier treffen wir zuerst diesen für die Folgezeit bis auf Rousseau bedeutungsvollen Ausdruck. In den folgenden Kapiteln, beim „Erzählen,“ kehrt er wieder. Es giebt Erzähler, die verstehen nicht das Sentiment des Hörers zu fassen; sie laufen daran vorbei, wie ein alter Hund, der nicht mehr anpacken mag. (A côté de l'idée nennt einmal unübertrefflich d'Alembert die nicht zutreffenden Ausdrücke schlechter Schriftsteller, wie wenn jemand vom Pferde gefallen ist oder immer daneben herläuft.) Daß della Casa in der Wortwahl das Charakteristische bevorzugt und Deutlichkeit bis zu dem Grade empfiehlt, daß sie jede Beziehung auf einen andern Begriff ausschließt, auf die Gefahr hin, daß auch ein Ausdruck zu provinziell oder alttoskanisch würde, daß er besonders die anschaulichen, packenden Metaphern Dantes nachahmen heißt, das alles ist Folge seiner Studien. Hier finden sich gute Bemerkungen über die Erzhlungskunst, das favellare, über die novella und ihre auf das Anschauliche, Landesbliche, Glaubliche gerichteten Darstellungsmittel. Nur eine Bemerkung möge hier stehen, die eben so einfach wie hübsch ist. Eine neue Person in einer Novelle soll mit Familiennamen und, wo es geht, mit Titel eingeführt werden. Das giebt den Eindruck einer Vorstellung. Nachher mag der Rufname, auch ein Kose- oder Beiname, wenn einer vorhanden ist, gegeben werden, das giebt eine Stimmung, wie einem guten Bekannten gegenüber.

Herder erklärt in einer Schulrede von 1796, Attizismus im Sprechen bestehe in dreierlei Dingen: man soll niemandem in die Rede fallen, Eigenheiten und Lieblingsausdrcke zu meiden suchen und allen Despotismus der Unterhaltung wirklich vermeiden. Und zu Lichtenberg sagte einmal ein „Mann von Geist,“ wenn man mit Justus Mser oft in Gesellschaft zusammenkme und sprche, so finge man an zu meinen, man wisse etwas und sei etwas. ber diese Kunst, andre zu Worte kommen zu lassen, steht im Galateo ein

ganzes Kapitel. Geistvoll werden die Menschen geschildert, die immer gespannt auf das letzte Wort des Sprechenden warten, um dann selbst an die Reihe zu kommen, die mit Mienen und Worten („ich weiß das schon“) den Schluß zu beschleunigen suchen und endlich sogar in die Rede fallen. Dann solche, die die Unart haben, sich, wenn sie nicht das Wort für alle haben können, durch allerlei Gesten und Äußerungen einen kleinen Zuhörerkreis abzuzweigen. Endlich die, die korrigiren, dem Nachsinnenden zu Worte helfen und so jemandem, der sich vielleicht gerade auf sein Erzählen etwas zu gute thut, auf unliebsame Weise ihre Überlegenheit zeigen. Allen Schein des Klügerseins soll man meiden, daher ist auch, wenn jemand seinen Rat geben will, die Form wohl zu beachten. Niemand möchte doch immer mit seinem Arzt, seinem Beichtvater oder, wenn er etwas Unrechtes gethan hätte, mit seinem Richter zusammen sein! Wieder eine andre Seite des Verkehrs führt zu der Vorschrift: man soll nicht aufschneiden, nicht zu viel von sich und seiner Familie sprechen und in allen diesen Dingen genau darauf achten, wieviel der andre davon noch aufnehmen kann, um einen angenehmen oder gar imponirenden Eindruck zu erhalten. Denn das soll doch erreicht werden, sonst tritt sofort das Gegenteil ein, der Redende wird mißfällig und lächerlich. Also prüfe er seine Darstellungsmittel! Ebenso widervärtig ist die angenommene Bescheidenheit, die sich in Worten oder im Auftreten offenbart, um als Gegenwirkung das Maß von Anerkennung hervorzurufen, auf das der Betreffende nur zu begründeten Anspruch zu haben glaubt. Solche Leute können durch ihr erlognes Wesen eine ganze Gesellschaft stören.

Della Casa starb 1556, und er ist der letzte von den Schriftstellern, mit denen wir uns hier beschäftigt haben. Erst reichlich hundert Jahre später hat in Frankreich diese Art von geistiger Kultur ihren litterarischen Ausdruck gefunden. Man wird aber hierbei nicht etwa schon an Montaigne oder Pascal und La Rochefoucauld denken, sondern an La Bruyère und Frau von Sévigné und die andern Vertreter des genre épistolaire. Hier kann passend an einen Ausspruch La Bruyères erinnert werden. Frauen, meint er, haben mehr Sentiment als Männer. Balzac und Voiture hatten noch nichts davon. Erst die Frauen haben das in den Briefstil gebracht, und wenn sie korrekter im Stil wären, so würden ihre Briefe die Perlen der Litteratur sein. Ihren Höhepunkt erreicht dann diese Wissenschaft von dem Verhältnis der psychologischen Beobachtung zum sprachlichen Ausdruck in Rousseau und zwar in seiner Heloise. Unter den Engländern ist der früheste ausgeprägte Vertreter dieser Gattung Swift, der vollkommenste Chesterfield. Wollen wir das entsprechende in Deutschland, wieder etwas später, suchen, so dürfen wir nicht etwa an die bekannten Bücher von Knigge und Zimmermann denken. Das eine ist zwar fein, aber verglichen mit der Höhe, auf der die bisher genannten stehen, philiströs, das andre nichts weiter als dies. Wir werden

dann eine besondere Litteraturgattung nicht mehr finden und uns an Goethes Romane halten müssen und an Lichtenbergs zerstreute Bemerkungen, das Beste und zugleich früheste bei uns an eindringlicher Menschenbeobachtung. Die Italiener haben also einen großen Vorsprung, sowohl zeitlich als durch die Schärfe, mit der sie den Typus ausgeprägt haben. Ihnen kam zweierlei zu statten. Zuerst die oft bemerkte Schnelligkeit der Beobachtung und die Lust daran. Sodann, daß sie bereits eine Litteratur hatten, die ihnen auch hierzu den Weg wies. Dante behandelt Vorstellungen aus der Welt des Mittelalters, aber in der Art, wie er sie ausdrückt und wie er beobachtet, am auffallendsten in seinen Gleichnissen und Metaphern, ist er ein völlig moderner Mensch. Das, was die Kunstlehre Realismus nennt, und das Volkstümliche war in keinem italienischen Dichter wieder so reich entfaltet. Nach ihm kamen andre Richtungen, vor allem der Humanismus. Die Litteratur richtete sich mehr und mehr an den engeren Kreis der Gebildeten. Wer sich zu diesem rechnet, kann dem etwas einseitigen Klassizismus oder den musikalischen Versen noch jahrhundertlang einen gewissen höhern Genuß abgewinnen. Aber das warme, selbständige Leben hört doch auf, wie oben bemerkt wurde, mit Tasso. Kurz vor dem Anfange unsers Jahrhunderts hat dann das sogenannte junge Italien, zum Teil im Anschluß an Dante, neue Wege gesucht. Wir schätzen auch heute noch Giustis Satire und lassen uns von Leopardis Dden ergreifen, aber es darf wohl ausgesprochen werden, etwas Gesundes ist das nicht, und keinem Volke sind solche Zustände zu wünschen, aus denen solche Dichter hervorgehen müssen. Wer aber bedenkt, wie seit Jahrhunderten spanischer und französischer Einfluß in Italien gehaust und die nationale Staatenbildung gehindert hat, der wird es begreiflich finden, daß eine Litteratur, die diesen Wendungen willig folgte, sehr viel Pathos entwickeln und sehr viel Phrase ablagern mußte. Und die Phrase ist auch des heutigen Italieners Lieblingskind. Worte ohne Thaten, ohne Inhalt! Sie können wohl Menschen im Schlafe stören, aber nicht eine Nation aus dem geistigen Schlummer aufwecken, die politisch nur das geworden ist, was mächtige Bundesgenossen und Freunde sie mühelos haben werden lassen, und die dann auf eigne Rechnung nur mit einer neuen Phrase weiterarbeiten kann, der Irredenta, die auch wieder ohne Arbeit gewinnen will. Das Land, dem unser heutiges Europa einen großen Teil seiner höhern Kultur verdankt, geht unaufhaltsam seinem Untergange entgegen. Es ist ein historisches Land. Auf seine Kraft wollen wir uns darum nicht verlassen. An seine große Vergangenheit mögen wir uns dankbar erinnern. Deren Erzeugnisse sollen uns nach wie vor erfreuen und geistig fördern.

Dresden

Adolf Philippi

